

Gemeinde als Exodus

Ein Beitrag zum baptistischen Selbstverständnis

Diese Arbeit beruht auf einem Vortrag über das baptistische Selbstverständnis vor Theologiestudenten an der Hallenser Universität. Dabei wurden und werden z. T. Dinge als baptistisch abgehandelt, die durchaus einem breiteren Strang der Kirchengeschichte eigen sind. Daß ich mir dessen bewußt bin, zeigt auch das Schlußwort.

Um den Raum zu erfassen, in den ich hineinspreche und auf den ich mich einstelle, gehe ich zunächst der Frage nach, wie das allgemeine kirchliche Bewußtsein in unserer Region mit dem Phänomen Baptismus fertig wird. Folgendes scheint mir da in der Luft zu liegen:

Der Baptismus gilt wie z. B. auch die Landeskirchliche Gemeinschaft, der Methodismus, der Adventismus oder wie die Neuapostolischen als zugehörig zum Konventikelwesen, also zu jener Strömung der Neuzeit, die eine Fülle von Kleinkreisen hervorgebracht hat. Phasenverschoben trat sie in ganz Europa auf: in England als Puritanismus, in Frankreich als Jansenismus und in Deutschland — ausstrahlend in den ganzen Ostraum — als Pietismus. Überall schossen die Kleinkreise aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen. Der Vorgang erklärt sich aus der rapiden Entwicklung der modernen Welt seit dem 16. Jahrhundert. Dieser geistige, politische und soziale Wandel ging bestimmten Menschen zu rasch vor sich. Der Zerfall der alten Ordnungen verunsicherte sie. Darum sonderten sie sich ab. Sie schufen sich innerhalb der unbehaglich großen und ihnen unheimlich erscheinenden Räume eine mollige, familiäre Atmosphäre, indem sie sozusagen einen Zwischenboden einzogen, um darunter weiterhin Mittelalter zu spielen oder doch min-

destens die Anpassungsphase zu strecken. Langsam übernahmen nämlich auch sie ein Stück nach dem anderen von der modernen Welt, aber eben langsam. Diese Leute hängen also in den Bremsen. Typisch für sie ist konservative Theologie, konservative Ethik und konservative Politik. Dadurch wird es ihnen möglich, unter den Bedingungen raschen Wandels zu leben, ohne dabei unter die Räder zu kommen.

Nach dieser Sicht will der Baptismus vor allem soziologisch erfaßt sein. Theologische Unterschiede zu den anderen Konventikeln oder auch zu den Großkirchen sind fast zufälliger Art. Es handelt sich bei ihnen nicht um nennenswert theologische Partner.

Wohlvollend fährt man gewöhnlich fort: Der Wandel vom mittelalterlichen Gefüge zur Moderne hatte tatsächlich ein zu hohes Tempo. Er mißachtete des Menschen Geborgenheitsbedürfnis, auch seine objektiven Grenzen, ständig Neues verarbeiten zu können. Nicht ohne Grund blieben und bleiben so viele gestrandete, ausgebrannte und kaputte Existenzen am Wegrand liegen. Das Konventikel dagegen hat so manchen bewahren und auch retten können. Dort gibt es noch intakte Familien und einen erstaunlichen Prozentsatz von Gemeindegliedern, mit denen man rechnen kann, die nämlich Zeit und Kraft und Geld für die christliche Sache einsetzen. An diesem Punkt setzt gern eine gewisse Selbstanklage der Großkirchen ein: Wir sind unseren Leuten etwas schuldig geblieben. Die Freikirchen und Sekten demonstrieren es uns.

Natürlich — so geht die Analyse weiter — muß das Konventikelwesen für sein Plus auch einen Tribut leisten. Um seinen Zusammenhalt zu wahren, muß ein intensives Feindbild gepflegt werden: Seht da draußen die böse Welt, die gottlose Politik und die sündige Kultur! Das alles ist im Untergang begriffen. Es lohnt deswegen nicht, da noch viel zu investieren. Nur

das Unumgängliche macht man mit; im übrigen hält man sich fern. Die Liebe zirkuliert also nur noch in den eigenen Reihen. Der Pharisäismus ist vorprogrammiert, damit auch die Gesetzlichkeit, die Heuchelei und weitere schlimme Dinge. Endeffekt dieser Sicht: Da lobt man sich doch die herrlich offene, freie, moderne und ach so demütige Volkskirche und nimmt — wenn auch mit Schmerzen — die seit Jahrhunderten leeren Kirchenbänke in Kauf. So etwa funktioniert die soziologisch-psychologische Deutung des Baptismus. Eine ernstlich theologische Herausforderung wird nicht vernommen. Wer theologisch etwas lernen möchte, blickt mit größter Selbstverständlichkeit auf zu den staatlichen Universitäten. Für die Theologie braucht man die Freikirchen nicht. Die Theologie macht man nun wirklich selbst und bedient damit sogar noch die Freikirchen. — An dieser Lage sind die Freikirchen mit schuld. Sie haben sich dogmatisch nicht genug Mühe gegeben.

Nun traue man mir bitte zu, daß ich die Wahrheitsmomente jener Deutung begreife und auch anerkenne. Aber man mute mir bitte nicht zu, auf ein theologisches Selbstverständnis des Baptismus überhaupt zu verzichten. Wir halten unsern Weg nicht nur angesichts einer bestimmten historischen Situation für berechtigt. Der Baptismus ist kein Zufall, auch kein Unfall oder Experiment, sondern ein normales Angebot, das Evangelium zu verstehen. Allerdings sehe ich mich jetzt vor der schwierigen Aufgabe, ein U-Boot zum Auftauchen bringen zu sollen, also etwas darzustellen, was noch nie so richtig gesichtet worden ist. Der dogmatische Wurf, der die theologischen Wurzeln des deutschen Baptismus aufdeckt und ihren Einfluß bis in die Blätterkrone verfolgt, fehlt nämlich noch. Da gibt es lediglich Aufsätze und Ansätze. Es tröstet ein wenig, daß auch für die Zeit des Urchristentums etwas Derartiges fehlt. Bekanntlich vermißt man im Neuen Testament nach den 27 Schriften eine achtundzwanzigste, die systematisch die gemeinchristlichen Grundüberzeugungen des ersten Jahrhunderts herausarbeitet. Dazu kommt eine weitere Schwierigkeit, die jede Kirche kennt und die mit unserm Menschsein zusammenhängt. Das zutreffende Verständnis unserer selbst muß sich oft mühsam einschleichen zwischen all das Irrige und Fehlgeleitete. Es ist jedesmal Gnade, wenn wir einmal sind, was wir sein sollen und was sich für uns zu sein lohnt. Angesichts dieser Bedingungen kann ich nur versprechen, daß ich mir Mühe gebe.

Das theologische Proprium des Baptismus liegt auf dem Gebiet der Ekklesiologie. Betonen wir zunächst den zweiten Bestandteil des Begriffes: -logie, also Lehre, Dogmatik. Damit ist das Überschießende gegenüber dem Pietismus signalisiert. Der Pietismus stellte bekanntlich nicht die Dogmatik des landeskirchlichen Pfarrers in Frage, nicht seine *Rechtgläubigkeit*, sondern seine rechte *Gläubigkeit*. Der Pietismus wollte die Orthodoxie nur existentiell vertiefen, sozusagen mit Herztönen versehen. Christentum sollte als Lebensmacht erfahren werden, zunächst im eigenen Herzen und dann auf allen Lebensgebieten. An der lutherischen Dogmatik wurde nicht nur nicht gerüttelt, sondern sogar mit besonderer Treue festgehalten, bis heute. Darum verblieb der Pietismus auch zum größten Teil in der Volkskirche. Er wollte lediglich die Reformation „vollenden“, den ursprünglichen Willen Luthers, nach Ph. J. Spener insbesondere den Willen des *jungen* Luther, vollstrecken.

Mit Vorliebe berief man sich auf den Satz aus der „Deutschen Messe“, einer Schrift Luthers von 1526. Dort sprach Luther einen frommen Wunsch aus, den er aber noch nicht zu verwirklichen wußte: „Diejenigen, die *mit Ernst Christen sein wollen* und das Evangelium mit der Tat und mit dem Mund bekennen, müßten sich mit Namen (in einer Liste) einzeichnen und sich etwa in einem Hause für sich allein versammeln zum Gebet, die Schrift zu lesen, zu taufen, die Sakramente zu empfangen und andere christliche Werke zu üben“ (Hervorhebung von mir). Diese Wendung Luthers „mit Ernst Christen sein wollen“ im Zusammenhang mit eigenen Zusammenkünften griff der Pietismus auf. Spener selbst nannte die entstehenden Erbauungskreise „Gemeindlein in der Gemeinde“ (ecclesiola in ecclesia), so daß also die solch ein „Gemeindlein“ umgebende Kirchengemeinde durchaus weiterhin als Gemeinde Jesu Christi galt, wenn auch als eine in betrüblichem Zustand. Alle Glieder dieser Kirchengemeinde galten auch als „Christen“, nur daß es die Pietisten „mit Ernst“ waren, nämlich bewußt, lebendig, erweckt, entschieden oder wie man sich sonst ausdrückte. Mit diesem Ansatz besteht m. E. für den Pietismus die Gefahr eines elitären Selbstverständnisses. Man versteht sich als Komparativ oder gar Superlativ zum Gewöhnlichen. Man ist Elitechrist unter einer Masse von lauen Christen, man ist Christ mit dem Herzen statt nur mit dem Gehirn, aus Erfahrung statt nur aus Gewöhnung.

Im Täuferum war schon der Ansatzpunkt anders. Die Täufer wollten nicht besonders fromme, sondern überhaupt Christen sein. Dazu orientierten sie sich an der Bibel. Nicht als etwas Überpflichtiges sahen sie ihr Tun an, sondern als das Normale in Sachen Nachfolge. Folglich verstanden sich auch ihre Gemeinden nicht als so etwas wie Kerngemeinden, sondern als nichts weiter als eben Gemeinden, Gemeinden nach dem Neuen Testament und dem Willen des Herrn.

So eng also Baptismus und Pietismus verbrüder sind, wie Geschichte und Gegenwart beweisen, so wenig geht der Baptismus im Pietismus auf. Er würde auch nicht mit dem Pietismus untergehen. In ihm strömt diese zusätzliche Quelle des mittelalterlichen Täuferums. Von daher stellt er die volkscirchliche Gestalt der Kirche grundsätzlich in Frage. Auch wenn dies Volkscirchentum irgendwo noch völlig intakt und selbst für Pietisten erfreulich ausgestaltet wäre, brächten Täufer dennoch eine theologische Alternative ins Angebot.

Nunmehr wenden wir uns dem ersten Bestandteil des Begriffs „Ekklesiologie“ zu. Es geht um die Lehre von der ekklesia. Nachdem das nun heraus ist, könnte jemand so reagieren: Das ist alles? Dafür schlägt ihr einen solchen Krach im Hause der Kirchengeschichte und gebt immer noch nicht nach, wo doch inzwischen ganz andere Dinge auf dem Spiel stehen? Könnt ihr euer ekklesiologisches Dickköpfchen nicht langsam begraben, eure Separation aufgeben, um mit uns gemeinsam in *einer* Kirche dem *einen* Herrn zu dienen?

Es gilt aber zu bedenken, daß Ekklesiologie indirekte Christologie ist. Durch unsere Auffassung über die Kirche und durch unsere Art, Kirche auszuleben, verraten wir ein gut Stück, wer Christus für uns ist. Unser Kirchesein kann das Evangelium verständlich machen oder auch verdunkeln. Das ist der springende Punkt. In der staatskirchlichen Form der Kirche steckt allzu leicht eine Ba'alisierung Jesu Christi, indem er als Staatsgott und Landesgott, als Gott von Blut und Boden und oft genug als Kriegsgott, also als Götze erscheint. Auch täuferische Ekklesiologie ist ein Beitrag zur Auslegung des Evangeliums von Jesus Christus. Wie wenig es den mittelalterlichen Täuferführern isoliert um die Art ihrer Gemeinden ging, zeigt sich darin, daß sie sich herzlich wenig um das Überleben dieser Gemeinden gekümmert haben. Sonst hätten sie sich ihrem Werk erhalten, aber sie ließen sich fast alle abschlachten. Damit erwiesen sie den

zurückbleibenden Gemeinden nicht unbedingt einen Dienst, eher einen Bärenienst, fehlte es dadurch doch spürbar an theologischen Köpfen. Doch sie liebten eben Christus mehr als ihr Leben und als ihr Gemeindeleben.

Nun zur Sache. Ich gruppiere die baptistische Lehre von der Gemeinde um sechs Stichworte:

„Exodus“

Zum Glauben an den Gott der Bibel gehört der Exodus. Dafür ist die Berufung Abrahams, des „Vaters aller Glaubenden“ (Röm 4, 11), die klassische Stelle (Gen 12, 1): „Jahwe sprach zu Abram: Zieh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in ein Land, das ich dir zeigen werde.“ Nachhaltiger als durch dieses dreimalige „aus — heraus“ kann ein Mensch nicht aus seinen natürlichen Bindungen herausgerissen werden. Und dadurch, daß das neue Land nicht benannt wird, also nicht gleich wieder neue Seßhaftigkeit winkt, tritt die Heimatlosigkeit beherrschend ins Bewußtsein. Fortan ist der Status der Fremdlingsschaft die Grundbefindlichkeit Abrahams und aller seiner Nachfahren, bis hin zur christlichen Gemeinde.

Als Gott später dem Mose am Sinai erscheint, stellt er sich vielsagend als „Gott Abrahams“ vor und reaktiviert den Auszugsbefehl für die Nachkommen Abrahams. Diesmal ist Ägypten zu verlassen. Ab jetzt wird Gott häufig als der definiert, „der dich aus Ägyptenland geführt hat“, also als Gott des Exodus. Der Exodus ist auch ein Hauptthema bei Hesekiel und Deuterocesaja. Das Heil wird in einem neuen Auszug bestehen. Daran knüpft dann der Täufer am Jordan an. Wieder kommt es auch zum Herausziehen von ganz Israel in die Wüste (Mark 1, 5). Das Grundbild vom Exodus findet sich dann auch in der Apostelgeschichte, bei Paulus, im 1. Petrusbrief, in der Offenbarung und besonders im Hebräerbrief.

Ferner verdienen in diesem Zusammenhang auch Gedankenkreise, die von Haus aus zwar nichts mit dem Exodus-Begriff zu tun haben, ihm aber sachlich zuneigen, Berücksichtigung. Da ist vor allem der Nachfolgererf Jesu, um seinen willen alles zu verlassen, das Boot, die Zollstation, das Haus, den Acker, die Familie und jede soziale Sicherheit, um fortan wie ein Fuchs ohne Grube oder wie ein Vogel ohne Nest umherzustreifen.

Festzuhalten bleibt, daß diese Existenzweise in der Existenz Gottes gründet und irgendwie den Gottesglauben reflektiert. So war es schon bei

Abraham in Gen 12. Weil Gott ein Gott aller Völker ist und sie alle mit seinem Segen erreichen will, ist er niemals ein Volksgott und muß Abraham sein Volk verlassen. Weil Gott die ganze Erde gehört, ist er auch keine Landesgottheit und macht sich Abraham auf den Weg. Darum kann auch die Kirche Gottes keine Volkskirche sein, sondern muß Völkerkirche sein, nicht Landeskirche, sondern Länderkirche. Sie ist „katholisch“ im ursprünglichen Sinn: kath' holän tän gän, Kirche über die weite Erde hin, gerade über die Grenzen hinweg. Sie folgt ja dem Gott des Exodus. Selbstverständlich richten sich diese Feststellungen nicht gegen Beziehungen zu jenen irdischen Größen, wohl aber gegen eine Symbiose, gegen ein Zusammenwachsen und integrales Zusammenleben mit Staat, Volk, Land, Blut und Boden, Heimat und Kultur. In diesen Symbiosen käme nämlich der Exodus zum Stillstand. Bodenständigkeit und Selbsthaftigkeit einer Kirche sind immer ein Minus ihres Kircheseins.

Der Exodus der Kirche läßt sich nicht nur vom Gottesglauben ableiten, sondern auch vom Christusglauben. Im Hebräerbrief wird er nämlich damit begründet, daß auch Christus draußen vor dem Tor gelitten hat, also nicht auf dem Boden Jerusalems. Daraus ergibt sich eben die Mahnung: „So lasset auch uns hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen“ (13, 13). Warum gerade seine Schmach tragen? Durch die gründliche und schmachvolle Ausstoßung Jesu aus seinem Volk wurde er der Völkerwelt in den Schoß gelegt. Er hat sich hindurchgestorben zu den „Vielen“, zu allen, zu den Fernsten und Letzten, zu den bisher Nichterwählten. In seinem Tod sind sie nun alle erwählt und alle Völker seine Völker. Seine Schmach wurde zum universalen Heil. Um dieses universalen Heils willen, um an dieser universalen Sendung teilzuhaben, verläßt die Gemeinde also das „Lager“, d. h. die alten Sozialkörper. Sie vollzieht den Exodus und bleibt beharrlich im Exodus. „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ (13, 14), fährt der Hebräerbrief fort, „denn die zukünftige suchen wir.“ Der Exodus geschieht im Horizont der zukünftigen, durch Christus gesegneten Menschheit.

Seit der Gründung des ÖRK im Jahre 1948 ist der Begriff „Exodus“ Mode, aber weithin nur als inhaltsloses Prinzip für Mobilität schlechthin, für immerwährendes Unterwegssein und Aufbrechen zu neuen Ufern, für immer strebendes Bemühen. Man spricht auch vom

„abrahamitischen Abenteuer“, in welchem man sich gerade befände, obwohl das mit Abraham nichts zu tun haben muß. Vielleicht ist das einfach die gute alte, vom Volksmund schon längst ausgesprochene Allerwärtsweisheit: „Wer rastet, der rostet.“ Oder: Trimm dich, damit du nicht steif wirst! Das aber kann jeder wissen, auch ohne dem Gott Abrahams begegnet zu sein.

Im Neuen Testament schrumpft der Exodus keineswegs zum Ideal bloßer Mobilität zusammen, ohne konkretes Woher, Wodurch, Wohin, Wozu. Er wird auch nicht total vergeistigt. Gewiß, zum Christwerden gehört nicht mehr unbedingt das geographische Verlassen des Heimatortes. Paulus kann sogar auffordern: „Ein jeglicher bleibe in dem, darin er berufen ist“ (1. Kor 7, 20.24). Und nach Mat 24, 26 warnte Jesus vor einem bestimmten Exodus in die Wüste: „Geht nicht hinaus!“ Aber erstens gibt es gewisse Einschränkungen. Ein Teil der Jünger Jesu vor Ostern und nach Ostern vollzog Nachfolge so, daß sie buchstäblich ihre Heimat verließen, dazu alle Sicherheit, um unter ihrem Herrn vogelfrei zu sein. Bis heute treiben Verfolgungen oder auch Missionsunternehmungen in den geographischen Exodus. Und zweitens erkennen wir im Neuen Testament in beträchtlicher Breite einen Auszugsbefehl für jeden Christen, als Gemeindemerkmale schlechthin.

1. Petr 1, 18 heißt es, daß die Christen losgekauft sind „vom nichtigen Wandel nach den väterlichen Traditionen“, wobei an die ethischen Traditionen des Heidentums gedacht ist. Eine Fülle von Mahnungen in der Briefliteratur fordert in diesem Sinn den Exodus aus der Umweltethik. Meist geschieht das mit Hilfe von Verben, die mit der Präposition *apo* zusammengesetzt sind. Sie bedeutet „von weg“, Grundvorstellung ist Trennung, Scheidung (*apechesthai* = sich enthalten, *apotithenai* = ablegen, *apekduesthai* = etwas ausziehen, *apophyein* = wegflehen, *aphorizein* = sich absondern). Da aber Traditionen nicht abstrakt begegnen, kann man sich kaum von ihnen trennen, ohne sich von den Traditionsträgern zu trennen. Die zitierte Petrus-Stelle nennt exemplarisch die „Väter“. Sie stehen für alle, die am Tradierungsgeschehen beteiligt sind, für Mütter, Lehrer, Kollegen und Freunde, eben für den ganzen Sozialkörper. Ohne auf Einzelfragen eingehen zu können, halten wir fest: Kein Christwerden und Christbleiben ohne konkretes Aufbrechen und Ausbrechen aus dem alten Sozialkörper. Aber ausbrechen

wohin? Wiederum nicht in etwas Abstraktes, etwa in eine abstrakte Neuheit, in ein geistiges Fluidum oder eine christliche Gestimmtheit, sondern in den neuen Sozialkörper der Gemeinde. Es gibt keine neue Ethik ohne neue Gemeinschaft. Mit dem Christsein in bürgerlicher Privatisiertheit ist es mindestens in unserer Zeit vorbei. Wir werden das je länger desto mehr erfahren: Kein Christsein ohne auch eine soziale Umpflanzung.

Als klassische Stelle mag Mark 10, 29.30 gelten: „Keiner ist da, der verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Mutter oder Vater oder Kinder oder Äcker um meinetwillen und um des Evangeliums willen, ohne daß er nicht empfängt hundertfältig nun in dieser Zeit (also nicht erst im Himmel!) Häuser und Brüder und Schwestern und Mutter und Kinder und Äcker — unter Verfolgungen, und im kommenden Äon ewiges Leben.“ Um Jesus herum, der mit seinen Leuten unterwegs ist, bildet sich aus den üblicherweise rivalisierenden Geschlechtern Generationen, Ständen und Völkern ein Stück neue Familie. Einer ist des anderen Bruder oder Schwester, Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter geworden. Einer ist im Hause des anderen zu Hause. Unter Verfolgungen zwar, wie es heißt — also in denkbar eingegengtem Raum entfaltet sich eine Lebensfülle für Leib, Seele und Geist, von der sich Außenstehende nichts träumen lassen und die die Verhältnisse in der großen Gesellschaft an Echtheit, Natürlichkeit und Sachgerechtigkeit durchaus übertreffen kann.

Die Apostelgeschichte bringt die Dinge ganz ähnlich. „Laßt euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht“, ruft Petrus in die Versammlung (2, 40). Diejenigen, die sein Wort annahmen, brachen aus und ließen sich taufen, um schnurstracks im Gemeindeleben als ihrem neuen heimatlichen Raum unterzutauchen (V 42 - 47). Sie wechselten ihr Volk, begruben ihre Herkunft und verloren ihre soziale Sicherheit, um in der Gemeinde aufgefangen zu werden — alles konkret bis ins Soziale und Ökonomische hinein.

An dieser Stelle ist eine Verwahrung fällig. Der Begriff „Exodus“ empfiehlt sich als möglicher Leitbegriff für unsere Ekklesiologie, weil er in der Tiefe der Schrift und in der Weite des Evangeliums verankert ist — in dieser Arbeit wurde erst die Spitze des Eisbergs sichtbar. Aber eine Begriffsdiktatur liegt nicht in unserer Absicht. „Exodus“ darf kein isoliertes, schrilles Reizwort werden, das die ganze Theologie übertönt und — verdirbt. Schon in Gen 12 ler-

nen wir: Kein Exodus ohne Berufung, ohne Fremdingsschaft, ohne Sendung, ohne Segnung und Sammlung und ohne Eschatologie. Im folgenden sollen also weitere Stichworte den Exodus in seine Zusammenhänge stellen.

„Mission“

Im Jahre 1862, als der baptistische Bund 7000 Mitglieder umfaßte, wurde J. G. Oncken einmal im Ausland gefragt: „Wie viele Missionare haben Sie?“ Er antwortete: „Siebentausend.“ „Entschuldigen Sie“, erwiderte der Gesprächspartner, „ich fragte nach der Zahl der Missionare.“ „Ich weiß“, war die Antwort, „aber bei uns gilt jedes Mitglied als Missionar.“ Auf diesen Vorfall geht das geflügelte Wort zurück: „Jeder Baptist ein Missionar.“ Oncken konnte die Ortsgemeinden als die „rechten, vom Wort Gottes eingesetzten Missionsgesellschaften“ definieren.

Dabei bewährt sich, daß die Ekklesiologie Christologie widerspiegelt, denn wie die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn nicht ewig in diesem Zirkel blieb, sondern der Vater nach Joh 17 den Sohn in die Welt sandte, so soll die göttliche Liebe auch nicht ausschließlich unter den Brüdern und Schwestern der Gemeinde zirkulieren. Der Zirkel soll sich immer wieder öffnen und weitere Menschen einbeziehen. Der eigentliche Sinn der Gemeindegemeinschaft ist Sendung und nicht Getto. Diese Sendung geht bis ans Ende der Erde und bis ans Ende des Zeitalters.

Mission ist also zeitlich und örtlich unbegrenzt aktuell. Der Satz, den ich in einem Aufruf zum Missionarischen Jahr las, „Deutschland ist wieder ein Missionsland“, stimmt, wenn man ein „nicht“ einfügt: Deutschland ist *nicht* „wieder“ ein Missionsland, sondern immer war es eines, auch im schönsten Mittelalter. Die mittelalterlichen und heutigen Täufer haben die Rede vom „christlichen Abendland“ nie geglaubt. Nach ihrer Überzeugung ist jedes Land in jeder Generation bis tief hinein auch in intensiv gläubige Familien der Mission bedürftig. Christ ist man eben nicht familienweise, jahrgangsweise oder volkweise, ist man nicht durch die Volkstaufe, sondern durch persönliche Annahme des Evangeliums im Heiligen Geist.

Auch die Gestalt dieser Mission ist christologisch abzuleiten. Der Menschensohn, der selber dahingegeben wurde und sich dahingab in der Menschen Hände, spricht zu seinen Jüngern: „Siehe, ich sende euch wie Lämmer

mitten unter die Wölfe.“ Die Mission erfolgt also in keiner Weise auf dem Umweg über die Macht. Die christliche Kirche hat nicht erst einmal die gesellschaftlichen Schlüsselstellungen anzustreben und zu besetzen, also das Rathaus, die Schule, die Justiz, die Presse usw., um von da aus die eingezingelte Bevölkerung zu christianisieren. Das wäre das staats- und volkskirchliche Konzept, von Luther, Calvin und Zwingli in größter Selbstverständlichkeit gehandhabt. Reformation per Gesetz! Immer ging es ihnen darum, zunächst den Rat der Stadt oder den Fürstenhof zu gewinnen, um von daher durch die Predigt in die Bevölkerung einzudringen. Der Augsburger Religionsfriede hat es dann festgeschrieben: *cujus regio ejus religio*, d. h., die Obrigkeit wählt sich ihre Religion und teilt sie ihren Untertanen zu. Wer sich dagegen wehrt, stört die gute Weltordnung und muß weichen. Doch auch Angebote des Heils und des Friedens schüchtern den Menschen ein oder verhärteten ihn, wenn sie im Namen der Macht ergehen. Christus ist darum nicht erst mit „aller Gewalt im Himmel und auf Erden“ erschienen, um anschließend die Leute zu lieben bis in den Tod. Er erschien in wehrloser und entwaffnender Liebe. Solche Boten braucht auch seine Botschaft heute. Die Aussendungsreden bei den Synoptikern zeigen deutlich, daß niemand die Boten Jesu fürchten oder beneiden soll.

„Bruderschaft“

Und wieder wird Christologie zu Ekklesiologie. Der Herr der Gemeinde ist einer, der vor seinen Leuten auf den Knien liegt, die Schürze umgebunden hat und ihnen die Füße wäscht. Er läuft zwischen ihnen hin und her und kellert für sie. Das etwa ist der Sinn von Luk 22, 27: „Ich bin unter euch wie ein Diener.“ Dieses „für sie“ hat Tiefgang für sein ganzes Werk: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele“ (Mark 10, 45).

Er ist dabei durchaus Herr seiner Gemeinde und nicht nur ihr Herrchen. Aber er erfand ein völlig neues Herrsein, ein Herrsein, in welchem *Gott* Herr wird und seine Gebote aufgerichtet werden und in welchem darum um Gottes willen den Menschen geholfen wird — unter Verzicht auf Selbstdurchsetzung.

Unter dem Dienersein Jesu groß zu werden muß doch wohl ein ganz besonderes Großsein ergeben. Wenn alles mit rechten Dingen zu-

geht, erwächst aus dem Mit-Jesus-Sein auch ein Wie-Jesus-Sein. Dadurch wird die Gemeinde Jesu zur Kontrastgesellschaft ihrer Umwelt, und es heißt Mark 10, 42.43: „Jesus rief sie herbei und sagte ihnen: Ihr wißt, daß die anerkannten Herrscher über die Völker die Völker unterjochen und ihre Großen sie unterdrücken. *Nicht so aber ist es unter euch*, sondern wer groß sein will unter euch, soll euer Diener sein.“

Hier erhebt sich im Rahmen der Ekklesiologie die entscheidende Frage: Bezieht sich „nicht so aber ist es unter euch“ nur auf die Gesinnung oder auch auf die Strukturen in der Gemeinde? Zugespitzt: Wenn man eine so brüderliche Gesinnung hat, wie Papst Johannes XXIII. sie hatte, kann man dann im übrigen ruhig „Papst“ sein? Wenn wir persönlich demütig sind, können wir dann die obrigkeitlichen Strukturen beibehalten? Oder hat das Herrsein Jesu auch strukturelle Konsequenzen?

Wenn Jesus unser Meister, also das einzige Oben in unserer Gemeinschaft ist und der Rest Brüder sind, muß sich das auch in bruderschaftlichen Strukturen der Kirche niederschlagen. Obrigkeitliche Strukturen sind in der Christenheit eine Häresie. Diese Häresie empfinden Baptisten lebhaft in manchen Erscheinungsformen der Großkirchen. Ihre lange Symbiose machte in ihnen staatliche Strukturen, Methoden und Würden heimisch, die u. E. das geistliche Leben belasten müssen. Daß es dort trotzdem fromme und brüderliche Bischöfe gab und gibt, steht auf einem anderen Blatt. Es muß auch gesagt werden, daß es trotz brüderlicher Ordnungen unbrüderliche Dienstträger geben kann. Nicht umsonst ermahnt Jesus seine Jünger. Strukturen sind zwar etwas, gewiß aber nicht alles.

Am Beispiel gemeindlicher Leitungstätigkeit soll einmal angedeutet werden, wie bruderschaftliche Strukturen funktionieren. In der Gemeinde kann durchaus engagiert geleitet werden, der „Kybernet“ (Röm 12, 8; 1. Kor 12, 28) mag frei seines Amtes walten, aber es muß konziliar geschehen. Dabei ist nicht an hervorstechende, feierliche Konzile gedacht, besichtigt mit Kirchenführern und Theologen, sondern an ein Merkmal des Gemeindealltags. Zur Erörterung aller gemeinsamen Fragen des Glaubens und Lebens kommen die Brüder zusammen (wobei hier die Schwestern immer eingeschlossen sind), hören sich gegenseitig an und entscheiden als Gemeindeversammlung authentisch. Die christliche Gemeinde ist eine gesprächsfähige und handlungsfähige Wirklichkeit. Auf diese Weise wird sie in alle

Wahrheit geführt und ist sie ein Organ des Heiligen Geistes auf dieser Erde.

Die hier gemeinte Konziliarität ist nicht einfach Demokratismus. Die Demokratie stellt immer noch eine Form der Herrschaft von Menschen über Menschen dar, nämlich mit Hilfe des Mehrheitsprinzips. In der konziliar geordneten Bruderschaft wird die Minderheit nicht prinzipiell majorisiert, sondern besitzt die nichtüberzeugte Minderheit größtes Gewicht. Erst ihr Stillschweigen erlaubt in der Regel Beschlußfassung. Ein Beispiel dafür liefert Apg 15. Nach V 7 gab es zunächst einen langen Streit, V 12 berichtet dann: „Da schwieg die ganze Menge still und hörte Paulus und Barnabas zu.“ Aus der Opposition war eine hör- und lernbereite Gruppe geworden. Erst jetzt konnte beschlossen werden, und nun auch mit dem Anspruch: „Es hat dem heiligen Geist und uns gefallen“ (V 28).

Bei den mittelalterlichen Täufern schloß eine Taufe ausdrücklich das Versprechen ein, „auf die Brüder zu hören“, also in ein konziliares Leben einzuwilligen. Im Rahmen der Gemeindezucht galt als die eigentliche Sünde, die von der Gemeinde trennte, nicht mehr hören zu wollen, in Anlehnung an Mat 18, 17: „Hört er die Gemeinde nicht, so sei er dir wie ein Heide und Zöllner.“ Nicht durch alle möglichen Versagen an sich, sondern durch das Nicht-mehr-mit-sich-reden-Lassen galt der Bruch der Tauf-treue als vollzogen.

Dieses Hören auf das, was der Bruder sagt, setzt eine bestimmte Pneumatologie voraus: Er hat etwas zu sagen! Auch in ihm wohnt Gottes Geist. Wir brauchen deswegen den Bruder mit seinen Erkenntnissen und Fähigkeiten. Weil das Elend in dieser Welt so viele Gestalten hat, benötigen wir auch viele Gestalten des Dienstes und können auf keinen Bruder verzichten, soll unsere Sache nicht Schaden leiden. In der konziliaren Gemeinde begreift man also die Verschiedenheiten in den eigenen Reihen als Positivum, als Reichtum der Gemeinde. Darum gilt jede Druckausübung auf den andersartigen Bruder und jedes Sich-bedrückt-fühlen-Müssen als ungemeindlich.

Die Unterdrückung der Verschiedenheiten ist vielleicht die eigentliche Sünde gegen die Einheit der Gemeinde.

„Gemeindezucht“

Durch das Bisherige sind wir auf dies neue Stichwort schon vorbereitet. Gemeindezucht

ist für uns die verantwortungsbewußte, brüderliche Aufmerksamkeit, die sich in Zuhören, Fragen und Beratung, in Aufrichtung und Ausrichtung, vielleicht auch einmal in brüderlichem Widerstand und in brüderlichen Auflagen verwirklicht.

Nächst dem Missionsbefehl hat die mittelalterliche Täuferliteratur keine Stelle des Neuen Testaments so häufig abgehandelt wie Mat 18, die Stelle von der Gemeindezucht: „Wenn aber dein Bruder sündigt, so gehe hin . . .“ Dieses seelsorgerliche Hingehen zum Bruder und das missionarische Hingehen in die Welt gehören zusammen wie Rück- und Vorderseite eines Blattes Papier. Es ginge nicht an, daß die Gemeinde draußen zur Umkehr rief und drinnen jeden sittlichen Ernst vermissen ließe, daß sie öffentlich den Exodus proklamierte, während sie ihn intern einstellte.

Zwei weitverbreitete Mißverständnisse dieser gemeinschaftlichen Disziplin mögen hier angesprochen werden. Weder die Täufer des Mittelalters noch die der Neuzeit verstehen sich als „reine Gemeinde“ in dem Sinne, daß sie sich für sündlos erklärten. Ihre stereotypen Mahnungen zur Gemeindezucht beweisen das. Ihnen geht es um „sich reinigende Gemeinde“ als einem der Wesensmerkmale der Kirche. Die Tatsache, daß die Kirche immer unrein sein wird, darf ihrer Meinung nach nicht dahin führen, daß sie es sein *will* oder doch gleichmütig hinnimmt. Sie darf nicht Ordnungen schaffen, die die Unreinheit in ihrer Mitte fördern und praktisch legitimieren.

Ein anderes Mißverständnis traut den Baptisten zu, sie hielten sich für eine Kirche, der nur garantiert Glaubende angehörten. Diese Garantie können sie nach ihrem Selbstverständnis niemals geben. Sie wissen auch ihre Orts-gemeinde als *corpus mixtum*, als vermischte Körperschaft, wie sie es auch im Neuen Testament von der Urchristenheit lesen. Dennoch ist der Begriff des *corpus mixtum* genauer zu erläutern.

Zunächst werfen wir die Frage auf, *wie* dieses *corpus mixtum* „gemixt“ ist, wie es jeweils um das Mischungsverhältnis steht. Leben in der Kirche vereinzelte Glaubende inmitten einer „unendlich großen Zahl von Gottlosen“, die jene sogar „unterdrücken“ (in Anlehnung an Apologie VII, 9)? Dann könnte z. B. keine Gemeinschaft des Glaubens konkret werden, auch keine brüderliche Ermahnung, Stärkung und Beratung. Es bliebe bei einer Gesellschaft

mit Indifferenten oder gar Spöttern und Heuchlern. Dann die Frage, *wodurch* dieses corpus sich vermischt hat. Wirklich bedauerlicher Weise nur dadurch, daß sich Heuchler, denen man nicht ins Herz sehen konnte, einschlichen oder daß Abgefallene ihren Abfall geschickt tarnten? Oder dadurch, daß man kontinuierlich Menschen in die Kirche hineintaufte, die man vorher nicht vor Christus stellte noch sie nach ihrem Bekenntnis fragte? Oder dadurch, daß wir Gemeindeglieder, denen wir gar nicht erst ins Herz zu sehen brauchen, um ihren Unglauben zu entdecken, sondern die ihn unverdeckt in Wort und Wesen einhertragen, gewähren lassen? Stehen allgemeines Priestertum und Gemeindeglieder nur auf dem Papier? So ist corpus mixtum nicht gleich corpus mixtum. Es ist eben ein Unterschied, ob Ungläubige in unserer Gemeinde sind oder ob sie legal dort sind.

„Eschatologie“

Der Exodus unter dem Gott der Bibel tritt nicht auf der Stelle, dreht sich nicht im Kreise, noch verliert er sich wie ein Weg in der Heide. Er hat sein konkretes Ziel und steht im Zeichen der Vorfreude auf die Vollenbarung des Herrn und auf eine neue Erde unter einem neuen Himmel. Aber gerade in Sachen Eschatologie zeigt sich, wie volkscirchliche Auslegung wesentliche Anliegen der Schrift verliert oder verzerrt. Was sollte auch die Kirche, die sich mit der römischen Gesellschaft zu einer „christlichen Welt“ verband, noch mit dem letzten Buch der Bibel und seinen vierzehn Wehe anfangen? Was sollte sie mit dem urchristlichen Ruf „Maranatha“? Wozu mußte er noch kommen, wenn doch schon alles da war? Alle waren Christen, die Mission war erfüllt, das Heidentum auf tausend Jahre gebunden, die Kirche an der Macht und die Welt in Ordnung. In solch einer Kirche legt sich das prophetische Wort schlafen. Was übrig bleibt, zeigen unter anderem innig fromme Choräle in unsern Gesangbüchern. In den Strophen von „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ tritt der Todesgedanke an die Stelle des Parusiegedankens. Man erwartet das neue Jerusalem in der Sekunde des seligen Sterbens in der Sterbekammer statt im öffentlichen Kommen des Herrn am Ende aller Dinge. Oder die Zukunft Jesu wird mit innerweltlichem Fortschritt verwechselt.

Man vergegenwärtige sich dagegen eine Gemeinschaft von 18 oder 43 oder 127 gläubigen Menschen in einer Ortschaft. Für sie ist „Welt“

noch Welt im Sinne des Neuen Testaments und Mission noch in vollem Gange. Für sie ist Taufe noch Bekenntnis mit allen Folgen. Und Nachteile um Christi willen sind für sie handgreifliche Erfahrungen, dazu auch Einsamkeit, Ohnmacht und eigenes Versagen. Daher haben sie auch eine Antenne für ein Wort wie Offb 1, 7: „Siehe, er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen alle Augen und alle, die ihn durchbohrt haben, und es werden heulen alle Geschlechter auf Erden.“ Oder Phil 2, 10 f.: „In dem Namen Jesu werden sich beugen alle Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen werden bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters.“ Solche Worte können auf sie elektrisierend wirken: Unser Bekenntnis zu Jesus Christus wird einmal das Bekenntnis der ganzen Welt sein! Diese Gemeinde existiert echt vom Ende her, ist echt progressiv, interessiert an der Veränderung der gegenwärtigen Verhältnisse.

Gewiß kann sich auch in dieser Gemeinde die Eschatologie verzerren, etwa indem die Weltverantwortung vergessen wird. Das zeigen schon die Thessalonicherbriefe. Gefahren lauern überall. — Hier ging es mir darum, die christliche Hoffnung als Gemeindefeature einseitig zu machen.

„Taufe“

Zu guter Letzt ist die Taufe in diesen Rahmen einzuzichnen. Mit Bedacht stellte ich den Punkt an den Schluß und behandle ihn nur kurz. Die Taufe bildet eben nicht die Speerspitze, die wir jedermann auf die Brust setzen. Das ist vielmehr das Evangelium von Jesus Christus.

Wer sich aber auf das Evangelium eingelassen hat, legt sich auch öffentlich-verbindlich darauf fest. Jeder im Neuen Testament, der glaubt, kommt zur Taufe. Er *kommt* aber auch! Unter Zeugen gibt er sein christusloses Leben ins Grab, um fortan das Leben Jesu mitzuleben. Gleichzeitig willigt er ein in eine Lern- und Dienstgemeinschaft mit der Gemeinde. Mit seiner Taufe wird er ordiniert. Indem er verantwortlich wird für das Heil anderer, bekommt sein Leben heilsgeschichtliche Bedeutung.

Die Taufe hat aber nicht nur den Glauben des Täuflings zur Voraussetzung, sondern auch die Prüfung seines Glaubens und die Taufzulassung durch die Gemeindeversammlung. Hier, wo der Taufbewerber als Bruder oder Schwester in Christus entdeckt wurde, soll er jetzt in

der öffentlichen Handlung als ein solcher oder als eine solche angenommen werden. Darum ist die Taufe auch mitverantwortliches Handeln der Gemeinde. Nicht nur der Getaufte ist ab jetzt auf seine Treue anzusprechen, sondern auch die Gemeinde. Sie hat sich mit ihm vor Gott solidarisiert, hat für ihn eine geistliche und soziale Verantwortung übernommen.

Aber noch einmal zurück zum Anteil des Täuflings. Daß jemand öffentlich das Herrenbekenntnis spricht, also gegen alle anderen Herrschaftsansprüche, von denen unsere Welt voll ist, Partei ergreift für den gekreuzigten Herrn, ist Wirkung des Heiligen Geistes. Paulus schreibt 1. Kor 12, 3: „Niemand kann sagen: Herr ist Jesus! ohne den heiligen Geist.“ Es ist einfach menschenunmöglich. Darum ist Taufe zwar Tun des Menschen, aber nicht des Menschen aus sich selbst, vielmehr hervorgerufen und getragen durch den Heiligen Geist. Insofern ist Taufe also *geistliches* Geschehen. Wer das geistliche Geschehen betonen möchte, möchte etwas Gutes, hat es nur genau zu definieren und nicht alle möglichen geistlichen Inhalte in die Taufe hineinzulegen, wie das in der Dogmengeschichte geschehen ist. An dieser Stelle liegen die baptistischen Vorbehalte gegen den Sakramentalismus, der alle vorgängigen geistlichen Akte, ja die gesamte Heilserfahrung in die Taufe hineinpackt. Da wird man dann Christ durch die Taufe, ohne Hören, Aufmerken, Begreifen, Bereuen, Umkehren, Anrufen, Vertrauen, Empfangen und Gewißsein. Dieses flotte Verschwinden all dieser Dinge in der Taufe ist in der volkikirchlichen Exegese schon sehenswert.

Schlußwort

So habe ich gegen eine nur soziologische Deutung des Baptismus auf einem theologischen Selbstverständnis bestanden und zu diesem Zweck alles an der Ekklesiologie aufgehängt. Der Baptismus bringt eine Alternative zum Corpus-Christianum-Denken ins Angebot: Gemeinde als Exodus.

Nicht behandelt habe ich die Frage, der sich in ihrer Weise jede Kirche stellen muß, wieweit der Baptismus seinen eigenen Intentionen auch treu war. Manchmal empfinde ich, daß der deutsche Baptismus Volkskirche in Kleinformat spielt, also möglichst viel von dort nachhakt. Man übernimmt alte, längst verbrauchte Ideen, und das im Pathos der Fortschrittlichkeit. Und es wirkt quälend provinziell. Wenn wir noch etwas *vor* uns haben, wenn es irgendwo für uns beneidenswerte Weite und Neuheit gibt, zu der es voranzuschreiten gilt, dann liegt es bei den Aposteln im Neuen Testament. Die Orientierung an der Bibel für überholt zu halten ist instinktlos.

Auf der anderen Seite beobachten wir, daß täuferische Elemente auch woanders auftauchen, z. B. innerhalb der alten Volkskirchen, und daß sie dort manchmal in sichtlich guten Händen sind, so daß man als Baptist ganz schön beschämt dastehen kann. Das ist so Gottes Art. Alles tut er — um mit Paulus zu sprechen — „auf daß sich kein Fleisch rühme“, eben auch kein Baptistenfleisch.

Adolf Pohl

Ernst-Thälmann-Straße 26, DDR-1276 Buckow



Oncken-Mitarbeiterzeitschrift

Gesamtredaktion: Joachim Zeiger

Redaktion des Theologischen Gesprächs:

Dr. Wiard Popkes, Rennbahnstraße 115,

2000 Hamburg 74, Tel. 0 40/6 51 89 80.

Die Mitarbeiterzeitschrift besteht aus den selbständig zu abonnierenden Teilen **BLICKPUNKT GEMEINDE, PRAXIS DER VERKÜNDIGUNG, THEOLOGISCHES GESPRÄCH, VON B BIS Y, GEMEINDEBIBELSCHULE.**

Erscheinungsweise: viermonatlich. Bezugspreis: DM 2,- pro Heft, bei Einzelbezug zuzüglich Versandkosten. Abbestellungen für Einzelbezieher jeweils per 15. November, ansonsten verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Verlag: J. G. Oncken Nachf. GmbH, Postfach 10 28 29, 3500 Kassel, Tel. 05 61/2 10 81.

Druck: Bundes-Verlag eG, Witten.